

Günter Remmert

Schreiben angesichts des Sterbemüssens

Ein Literaturbericht

Teil I:

Vom unausweichlichen zum ersehnten Tod

Der Tod kommt vor. Aber wer gibt auf ihn acht? Wie früher wird auch heute gestorben. Aber wer erlebt es mit? Die Bestattungswagen haben Order, belebte Zeiten und Orte zu meiden. Die Angehörigen schieben die Sterbenden so schnell wie möglich in eine Klinik ab. Wir sind froh, daß uns Spezialisten die Arbeit abnehmen. Und wir bezahlen gerne dafür. Nie war Sterben so teuer wie heute. Der Preis, den wir zahlen, ist der Preis, uns nicht näher mit dem Tod befassen zu müssen – der Preis, mit dem wir uns einen Grundsachverhalt des Lebens vom Leibe halten, der Preis für unsere Berührungsangst mit dem Tod.

1. Prämisse: Alle Menschen sind sterblich. 2. Prämisse: Ich, der Schreiber/Leser dieser Zeilen, bin ein Mensch. Ergo: Ich bin sterblich. Der logisch exakte Syllogismus bleibt im Intellekt. Wann werde ich sterben? In einem Monat? In einem Jahr? Noch heute? Gleich jetzt? Natürlich nehme ich an, daß ich diesen Artikel noch zu Ende schreiben/lesen kann, daß ich jenen Menschen wiedersehe, den nächsten beruflichen Erfolg erringe. Heißt Leben: den Tod hinauschieben? Die wohlthuende Ungewißheit der Sterbestunde. Aber belügt sie uns nicht, betrügen wir uns nicht alle? Gehört die Stellungnahme zum Tod nicht zu den uns ehrenden Notwendigkeiten des Daseins? Auch wenn uns die Vergangenheit nicht interessiert, wir treten nicht in dieses Leben, es sei denn als Hinterbliebene. Die Toten, denen wir uns verdanken, verlieren sich ins Namen- und Zahllose. Und im Blick nach vorn erscheint kein Faktum so sicher wie das eine, daß wir einmal sterben müssen. Der Tod schließt uns ein, ja wirkt er nicht mitten in uns? Vielleicht meinen Leben und Tod nur ein Einziges, von verschiedenen Seiten gesehen?

Der Protest gegen die öffentliche Verdrängung des Todes erhob sich in den letzten Jahren lautstark. Eine Flut von Veröffentlichungen überrollte die Buchhändler.¹ Dennoch bleiben die Auswirkungen verhältnismäßig gering. Tabus lassen sich nur langsam aufweichen. Sterbegewohnheiten sind von einer unwahrscheinlichen Stabilität. Die ars moriendi, die Kunst des Loslassens, muß erst mühsam, in kleinen Etappen, ge-

lernt werden. Dabei freilich ist auch die lesende Beschäftigung mit dem Zeitgenossen Tod hilfreich. Bücher helfen, mehr und genauer Wirklichkeit zu sehen, auf fremde Stimmen zu hören, in bewußter Verantwortung Stellung zu beziehen. Ob sie mich mehr mit dem eigenen Tod konfrontieren? Ob sie mir helfen, Sterbende zu begleiten, dem Tod ein menschliches Gesicht zu geben? Oder schieben sie einen künstlichen, literarischen Tod vor den wirklichen und machen die Begegnung noch schwerer als sie ohnehin schon ist?

Auskünfte über Erfahrungen

Literatur

Auf ein Buch zu stoßen, das nicht anders als in einem Zug auszulesen ist – es sei denn, der Leser beuge die Rohheit, sich einem ungemein fesselnden, persönlich packenden Gespräch zu entziehen –, ist ein nicht alltägliches Ereignis. R. Kautzky, ein Hamburger Neurochirurg, besaß den Mut, die sensiblen Beobachtungen einer anonym bleibenden Autorin herauszugeben: *Sterben im Krankenhaus – Aufzeichnungen über einen Tod?* Mut deshalb, weil diese Tagebuchnotizen wie wenige andere Werke elementar den technisierten medizinischen Betrieb angreifen und gegen die Entwürdigung des Kranken durch die Behandlung in einem Großstadtkrankenhaus protestieren. Die Vorgänge sind alltäglich: Ein Sechzigjähriger erleidet einen Herzinfarkt, der trotz aller ärztlichen Behandlung nach wenigen Wochen zum Tod führt. Seine Ehefrau schreibt ihre Erfahrungen hastig, wie sie sagt, nieder, angefangen mit dem Traum der zwölfjährigen Tochter bis zu den Rechnungen, die noch Wochen nach der Beerdigung eingehen. »In der zweiten Woche seiner Erkrankung begann ich, Aufzeichnungen zu machen. Ich tat es nicht, um eine Erinnerung an ihn zu haben, ich tat es in der verzweifeltsten Angst, etwas von dem vergessenen zu können, was für uns beide in diesen Tagen so wichtig war. Ich hatte das Gefühl, in dieser Zeit im Zentrum unseres Lebens zu stehen« (135).

Es ist ein Buch ohne literarische Finessen geworden, ein aufrichtiges und engagiertes Buch. Es ist unparteiisch und parteiisch zugleich: ausgleichend, wenn es darum geht, einem Arzt sein Versagen nicht über Gebühr anzukreiden; parteiisch in der Empörung, weil die Technik im Krankenhaus den Kranken noch kränker macht, indem sie menschliche Zuwendung und Pflege eher verhindert als fördert. Die Autorin erzählt erstaunlich wenig pathetisch, ihre Beobachtungsgabe und Feinfühligkeit rücken ganz von selber die Ereignisse ins rechte Licht: Das Essen – Der Topf – Die Urinflasche – Medikamente – Marcumar – Das Rasieren – Das Zähneputzen – Das Wasserkissen – Das Nägelschneiden – Die Kompressen – Der Anruf des Chefarztes – Der Hubschrauber – Die trauernden Engel – Der Transport – Die fremde Intensivstation – Das Warten – Die letzte Stunde mit N. – Das letzte Warten – Der Tod – Der Tote – Die Stunden danach. . .

Im Vorwort bezeichnet der Herausgeber dieses Bändchen als Versuch einer erzählenden Kunst des Sterbens. In seiner menschlich ansprechenden Unmittelbarkeit ist es viel mehr als ein Versuch: »Die Erfahrung des Sterbens war die größte Gemeinsamkeit, die uns beiden zuteil geworden ist, größer als alle Erfahrungen der Ehe, als die Umarmung, als die Zeugung, als die Geburt und das Glück und die Sorge mit den

Kindern, als der Tod unseres Sohnes. Es war das absolut Wichtigste, das ich in meinem Leben erlebt habe« (138).

So eindringlich wie die anonym bleibende Verfasserin kann nur eine unmittelbar Betroffene schreiben. Demgegenüber bleiben die Interviews, die S. Baum mit einem Begräbnisunternehmer, Kriminalbeamten, dem Angestellten eines Krematoriums oder einem Telefonseelsorger führte und unter dem Titel *Der verborgene Tod* veröffentlichte, aus zweiter Hand.³ Insgesamt sind es 23 Personen, die sie aufsuchte und mit Gespür für das Persönliche, auch für menschliche Tragik, befragte; darunter eine junge Witwe, ein inhaftierter Mörder, ansonsten Vertreter von Berufsgruppen, die ständig mit Toten zu tun haben.

Durch die Zusammenfassung büßen die Gespräche viel von ihrer Lebendigkeit ein und langsam wirkt es eintönig, immer einen ähnlichen Vorspann als Einleitung zu lesen. Die 46jährige Autorin, die mit diesem Paperback ihre erste Buchveröffentlichung vorstellt, hat eigentlich eine Serie von Zeitschriftenartikeln und kein »rundes« Buch geschrieben. Aber diese Zeugnisse von Menschen, die mit Ausnahmesituationen konfrontiert werden, packen. Es ist und bleibt wichtig zu erfahren, wie ein Unfallfahrer seinen Beruf bewältigt, in dem er auch die verstreuten Leichenteile bei einer Zugentgleisung einsammeln und abtransportieren muß, oder was in einem Telefonseelsorger vorgeht, der allein über die Fernsprechleitung einen Selbstmordkandidaten zu retten versucht.

»Death is so permanent« sagt P. Härtling im Vorwort. Dies mit Einführungsgabe und ohne Beschönigung zu zeigen, ist das Verdienst dieser *Auskünfte über ein Tabu*. Die gesellschaftliche Todesverdrängung läßt den Tod nur sein grausames und bitteres Gesicht zeigen. Wer aber wie die Autorin die illusionäre Lebensferne verläßt, die den öffentlichen Ton seit langem bestimmt, und sich teilnehmend dem einzelnen Menschen zuwendet, wird auch vertraute, menschliche und sogar beruhigende und schöne Züge entdecken.

Eines der spritzigsten und dabei doch zurückhaltendsten Bücher über Fragen, die sich mit und durch den Tod stellen, stammt aus der Feder des ehemaligen Wiener Kaplans, A. Holl. Durch seinen Erstling, *Jesus in schlechter Gesellschaft*, einem provozierenden, einseitigen, ungemein fesselnden Plädoyer für die Menschlichkeit Jesu, hat sich der Autor bereits einen Namen gemacht. Wen sein Stil nicht verstimmt – eine Schreibweise, die zwischen Ernsthaftigkeit und Sich-lustig-Machen hin- und herpendelt und den Leser an manchen Stellen im Unklaren darüber läßt, ob nun ein Absatz mit spöttischem Lächeln oder in Arglosigkeit geschrieben wurde – der wird gerne auch in *Tod und Teufel*⁴ lesen. Holl unterhält ihn mit einem Rundgang durch seine eigenen Gehirnwindungen voller Erinnerungen (»Das Zeug in meinem Kopf«), er läßt die Beerdigungsbräuche der Religionsgeschichte Parade passieren (»Einführung ins Bestattungswesen«), er ist sich nicht zu vornehm, als Museumsführer durch die imaginäre Sammlung der Menschheitsgedanken zu fungieren und den Leser beim Religionsunterricht hospitieren zu lassen.

Auf welche Seiten schlagen sich Holls Sympathien? Gibt er dem traurigen Prof. Lévi-Strauss und den Privatmythologien des Dr. Freud recht, oder steht er auf der Seite der Tröstungen, die Thomas von

Aquin und Aurelius Augustinus in dicken Kompendien beschrieben? »Der menschliche und der göttliche Bereich sind gemeinsam da. Man soll die beiden Bereiche nicht vermischen denken. Man soll sie nicht getrennt denken. Man soll den einen Bereich nicht auf Kosten des anderen außer acht lassen« (191). Zu beiden Bereichen finden sich Glaubens- und Lebensbekenntnisse in Holls Zweihundert-Seiten-Essay, allerdings keine im Gottesdienst rezitierbaren. Es ist wahrscheinlich, daß dies kirchliche Behörden verunsichert hat. Friedrich Heer allerdings rezensierte in der »WELT« *Tod und Teufel* als eines der frömmsten Bücher, die er je gelesen habe.

Wird Literatur den Literaten aus der Hand genommen, geht es manchmal haarsträubend zu. P. Mons hat unter dem Titel *Der Herr ist da*⁵ mehrere hundert Gedichte, Erzählungen, Aussprüche, Testamente, Predigten, Essays, Gebete, Traktate, dramatische Szenen, Fotos, Gemälde, Stiche, Holzschnitte, Wiedergaben von Reliefs und Plastiken gesammelt. Die Auswahl legt sich außer dem Thema *Tod* keine Begrenzung auf: Denker, Dichter, Weise, Künstler, Schreibende, Betende, Briefschreibende, Gläubige jeder Richtung, Martyrer, Zeugen aus dem Widerstand kommen zu Wort, garniert mit – nicht zu vergessen – biblischen und lehramtlichen Zitaten. Bob Dylan und Ingeborg Bachmann sind in diesem Potpourri der Todesbegegnungen ebenso vertreten wie Isaak von Antiochien oder Martin Luther, der Baseler Totentanz von HAP Grieshaber teilt sich das Papier mit Devotionarien, Jean Cocteau muß es für einige Jahrzehnte gedruckt neben der hl. Theresia vom Kinde Jesu aushalten.

Hätte der Herausgeber dieses »Buchens der Text- und Bildemeditation« (so der Klappentext) ein wenig über sein Werk meditiert, dann hätte er die alle paar Seiten fallenden Stilbrüche unerträglich gefunden. Er hätte vielleicht auch ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis und einen vollständigen Bild- und Textnachweis beigegeben. Jetzt ist der Leser auf eigenes Suchen angewiesen, will er die Perlen aus der Sammlung herausfischen. Die Lehre eines solchen Opus: Wer einen Zettelkasten zusammen mit einer Postkartensammlung binden läßt, hat deswegen noch kein Meditationsbuch in der Hand.

Selbsterfahrung Sterbender

Bisher war vom Tod aus dem Blickpunkt des teilnehmenden Beobachters die Rede. Ein kleiner, aber unübersehbarer Teil von Autoren wagt auch, vom Sterben aus der eigenen Erfahrung zu reden. So tut es z. B. E. Wiesenhütter, Professor für Psychiatrie und Neurologie, in seinem Bändchen *Blick nach drüben*⁶. Obwohl sich dieser Arzt schon beruflich sehr der Wissenschaft verpflichtet weiß, hat er seine aus eigenem Erleben und einer langjährigen klinischen Erfahrung gewachsenen Gedanken eher assoziativ und in erzählender Form vorgelegt. Ausgehend von einem unbeschreiblich lichtvollen Tiefererlebnis, das er an der Grenze zwischen Leben und Tod erfuhr und das sein Weiterleben mit einer tiefen Sehnsucht nach dem Tod durchstimmte, begann er, sich für ähnliche Erlebnisse zu interessieren und Berichte darüber zu sammeln. So entstand langsam eine Phänomenologie des Sterbens aus Zeugnissen von Schwerkranken, die nach einer sie an die Todesgrenze führenden Krisis wieder gesunden.

Als durchgehender Zug in solchen Erfahrungen stellt sich heraus, wie häufig nach vorausgehender Verdrängung, Ablehnung oder Rebellion gegen das Sterbenmüssen schließlich unsagbares Glück, Gefühle der Seligkeit und Ruhe erfahren werden. Einige Kronzeugen schildern das sog. Zeitrafferlebnis – in Sekunden schnelle rollt das ganze Leben des mit dem Tod konfrontierten vor seinem inneren Auge ab – oder eine Überbewußtheit, in der sie sich und ihre Situation in überheller Klarheit und Transparenz erfassen.

Leider fehlt den Ausführungen Wiesenhütters die weitergehende Reflexion und Systematik. Freilich tut es wohl, daß der Verfasser – er arbeitete längere Zeit als leitender Chefarzt der Anstalt Bethel – nicht moralische Anwendungen aufs Leben konstruiert. Es sind begrenzte Überlegungen über den dem Leben immanenten und dem ihm transzendenten Tod, die er im Anschluß an von Gebattel und Binswanger anstellt. Sie bleiben jedoch eingebunden in das Erfahrbare und öffnen somit im Widerspruch zum Buchtitel nicht den »Blick nach drüben«, sondern höchstens bis zur Grenze.

Was Wiesenhütter in manchmal leicht erbaulicher Form umkreist, ist in dem neuesten Werk des evangelischen Theologen und Publizisten *J. Chr. Hampe*, *Sterben ist doch ganz anders*⁷ schärfer, aber auch unpersönlicher in den Blick genommen. Nach einem längeren Anlauf in den beiden Einführungskapiteln, die beschreiben, wie Sterben und Tod in unserer Gesellschaft erlebt und verarbeitet werden und dabei nichts Neues bieten, was man nicht anderswo schon besser gelesen hätte, kommt Hampe zu seinem Hauptthema: anhand persönlicher Zeugnisse von Menschen, die eine Zeitlang klinisch tot waren, aber dann wieder ins Leben zurückkehrten, zu belegen, daß Sterben doch ganz anders ist, als die meisten es sich denken, nämlich kein leidvoller, nur in Angst zu bestehender Todeskampf, sondern die lichtvolle und beseligende Erfahrung einer anderen Welt. Entgegen der landläufigen Vermutung scheint es häufiger vorzukommen, daß Totgeglaubte ins Leben zurückkehren. Was sie als schmerzlich berichten, ist nicht die Vernichtung oder das Schwenden aller bisherigen Lebensfunktionen, ist nicht der Verlust der Empfindungsfähigkeit, das Aufhören der Atmung, das Stehenbleiben des Herzschlags, sondern ganz im Gegenteil die Rückkehr dieser Lebensäußerungen bei gelungener Reanimierung, eine Rückkehr in diese begrenzte, beengte und leidvolle Form des Daseins nach einer überwältigenden Erfahrung von Gelöstheit und Glück.

Der Autor versucht, drei Merkmale solcher Erlebnisse jenseits des Alltagsbewußtseins herauszustellen: 1. Ich-Austritt, 2. Lebenspanorama, 3. Ich-Ausweitung. Beim *Austritt des Ich* nimmt sich der Sterbende mit einem Mal außerhalb seines Leibes wahr, er sieht mit Erstaunen seinen leblosen Körper liegen, ohne die Kraft zu haben, ihn zu beseelen, und bewegt sich vielleicht sogar als Beobachter, der alles wahrnimmt, was nun im Sterbezimmer oder am Unfallort vorgeht, durch die nahe Umgebung. In manchen Fällen ist von einer neuen lichtvollen und schwerelosen Leiblichkeit die Rede. Unter *Lebenspanorama* oder *Rechenschaft des Ich* versteht der Autor ein Vorüberziehen der bisherigen Lebenserfahrungen bis in die früheste Kindheit. In eigentümlicher Klarheit und einer nie zuvor bewußt gewordenen Durchsicht auf das Wesentliche breiten

sich die Bilder vergangener Erlebnisse plastisch vor dem Auge aus. Auf dieser neuen Bewußtseinsstufe können sich Konflikte lösen, psychische Erkrankungen geheilt und vergessene Glückserfahrungen Gegenwart werden. Unter dem Begriff der *Ausweitung des Ich* faßt der Autor alle Erfahrungen eines strahlenden Lichts, einer wärmenden und liebevollen Zärtlichkeit, eines euphorischen Glücks zusammen. Diese Seligkeit, oft verbunden mit starken Geschmacks- und Geruchsempfindungen, mit dem Sehen herrlicher Farben und dem Hören überirdisch klingender Musik, verwandelt die Existenz: durch das Licht, das der Sterbende schaut, wird er selbst leuchtend.

In der Reflexion über diese Erlebnisse, die als persönliche Zeugnisse von Menschen nur zum geringsten Teil überprüfbar und keineswegs experimentell zu wiederholen sind, versucht Hampe, sie von Träumen, Drogenerfahrungen und mystischen Phänomenen abzugrenzen. Aber da er in der Regel nicht die Lebensgeschichte und nur kurz die näheren Todesumstände berücksichtigt, gelingt ihm dies nur unvollkommen. Hampe versucht, durch die Zahl seiner Zeugnisse zu überzeugen, die er z. T. aus Zeitschriften der 20er und 30er Jahre, ja selbst aus früheren Jahrhunderten zusammengesucht hat. Aber seine Belege können nicht den Einwand entkräften, daß solche Erfahrungen in der Tat sehr selten sind. Von ihnen generell auf alles menschliche Sterben überhaupt zu schließen, wie es Hampe tut, macht einen eher kurzschlüssigen Eindruck. Der Autor spricht von »beginnendem oder fast schon vollendetem Sterben« (43). Tatsächlich jedoch beschäftigt er sich nur mit einer Anfangsphase des Sterbeprozesses. Bis zu dem Augenblick nämlich, in dem das Sterben nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, dem eigentlichen irreversiblen Tod, kann er ex definitione nicht vordringen. Dieser Tod, der freilich wesentlich später als der medizinische Exitus anzusetzen ist, bleibt ein Geheimnis, das weder vom danebenstehenden Arzt, einem liebenden Angehörigen noch vom Theologen oder Parapsychologen aufgeklärt werden kann.

Okkultes und Esoterisches

Wer die Erfahrung in ihrer ganzen Breite in den Blick nehmen will, der darf auch vor esoterischen und okkulten Phänomenen nicht zurückschrecken. Auf alte und neue »Stimmen aus dem Jenseits« stürzen sich natürlich mit besonderem Vergnügen die fragwürdigsten Bücherschreiber und Geschäftemacher. Aber allein mit dem Hinweis auf den Profit und die Leichtgläubigkeit der Menschheit lassen sich solche Phänomene leider nicht erledigen.

Ein klarer Fall von Etikettenschwindel liegt in dem Opus von *Th. Dathleisen*, einem jungen Münchner Hypnotiseur und Astrologen vor. Der Titel *Das Leben nach dem Leben – Gespräche mit Wiedergeborenen*⁸ ist eine grobe Irreführung des Lesers: nur nebenher fallen Bemerkungen über das Leben nach dem Tod. Im interessantesten Teil, auf den ersten 90 Seiten, gibt der Autor zwar Gesprächsprotokolle von Hypnosesitzungen wieder, in denen er vorgibt, auf Erfahrungen aus einem früheren Leben des Hypnotisierten gestoßen zu sein. Aber wer eine Auswertung, kritische Prüfung oder wenigstens einen nachdenklichen Kommentar dazu erwartet hätte, wird enttäuscht. Was folgt, sind nichts mehr als Allerweltsweisheiten, Angelese-

nes, Psychorezepte und Schwabinger Banalitäten, als Eintopf serviert mit dem Anspruch, gegen Medizin und Psychologie und gegen den Sozialismus eine Lehre vom sich selbst verantwortlichen Menschen zu verkünden.

Ernstzunehmender und vertrauenserweckender erscheint dagegen die Autobiografie von A. Ford (1897–1971), einem amerikanischen Medium, das vorgibt, Verbindung zu Verstorbenen aufnehmen zu können⁹. Ford versteht es, von vornherein auf die Skepsis des Lesers einzugehen und um Verständnis für seine außersinnlichen Wahrnehmungen zu werben. Er stellt sich kritischen Zweiflern, er läßt Wissenschaftler nüchterne Untersuchungen vornehmen und Journalisten skeptisch beobachten. Bisher konnten solche Prüfungen seine Grundthese nicht erschüttern, daß es möglich sei, über ein Medium in Trance Gesprächskontakte mit kürzlich Verstorbenen aufzunehmen. In 8000 Sécancen hat der Verfasser diese Möglichkeit Wirklichkeit werden lassen. Dabei deckten nach seiner Schilderung die Stimmen von Verstorbenen z. B. Sachverhalte auf, von denen keiner der teilnehmenden Besucher etwas wissen konnte und die sich erst nach langwierigem Nachforschen bestätigten.

Ebenso falsch, wie von vornherein solche Berichte als reine Scharlatanerie abzulehnen, wäre es, kritiklos alles zu übernehmen. Manchmal ist es nicht einfach, das vorliegende Phänomen von der nachträglichen Interpretation abzuheben. Die Untersuchung des Phänomens selbst gehört zur Aufgabe der Parapsychologie, die dazu eigene Prüfungsmethoden entwickelt hat. Ihre Arbeit belegt, daß es einen großen Teil außersinnlicher Wahrnehmungen gibt, die einer ernsthaften Prüfung standhalten und Beachtung verdienen. Davon zu unterscheiden sind die Zutaten aus weltanschaulichen oder religiösen Überzeugungen, für die philosophische und theologische Disziplinen zuständig sind.

Daß Gesprächskontakte mit Verstorbenen möglich sind, dafür führt nicht nur die Geistesgeschichte zahlreiche Zeugen an wie etwa Melanchthon oder Gabriel Marcel, dafür gibt es auch biblische Belege: In 1 Sam 28 befragt Saul bei der Totenbeschwölerin von Endor den verstorbenen Samuel. Diese Tat betrachtet der biblische Schriftsteller als ein Zeichen mangelnden Vertrauens zu Gott und verurteilt sie dementsprechend. So weitverbreitet die Totenbeschwörung in Israel war und so wenig an ihrer Echtheit gezweifelt wurde, so klar wurde sie vom Gesetz verboten: Wer sein ganzes Leben auf Gott stellt, hat keine fragwürdigen heidnischen Gebräuche nötig. Die für sein Leben wichtige Auskunft kann ihm allein Gott und nicht etwa ein Totengeist geben.

Ford, ehemaliger Pfarrer einer Gemeinde der christlichen Wissenschaft, erzählt von seinen Erfahrungen, um einer materialistischen Umwelt zu beweisen, daß es ein Weiterleben nach dem Tod gibt. Bei Christen als Dialogpartnern würde er damit nur offene Türen einrennen.

Mit Tonbandaufnahmen von Stimmen aus einer anderen Welt will der ehemalige katholische Pfarrer L. Schmid Genaueres über das Jenseits erfahren haben¹⁰. Seine »Einspielungen« (zum größten Teil in Schweizer Mundart) decken sich überraschend genau mit den spätmittelalterlichen Vorstellungen von der Seligkeit, der Hölle und dem Läuterungszustand. Der Traktat der »Klassikerin des Fegefeuers« (124) Katha-

rina von Genua erfährt durch den Empfang mittels eines »Psychofons« eine späte Rehabilitation. Auf diese offensichtliche Tendenz eingehend, die sich leider mit anderen Stimmen aus dem Jenseits überhaupt nicht verträgt, meint der Experimentator: »Wenn ich meine Rundfunkempfänger auf Radio Moskau eingestellt habe, werde ich sicher nicht erwarten können, auf diesem Weg eine Papstansprache zu hören« (123/4).

Daß auf dem Markt der Weltanschauungen nicht nur selbsternannte Jenseitskontaktler ihr Geschäft mit der menschlichen Neugier machen, sondern auch noch heute die gute, alte gnostische Unsterblichkeit feilgeboten wird, belegt die Aufsatzsammlung von P. Mulford, *Unflug des Lebens und des Sterbens*¹¹. Der Autor, von seinem Übersetzer Sir Galahad »*Erleuchteter – Heiliger – full of go – Durchschiffer spiritueller Ozeane – Genie der Pietätlosigkeit*« (11) genannt und mit Buddha und Jakob Boehme verglichen (das alles zusammen auf einer halben Seite), hält das »Absterben der Leiber« für einen Gewohnheitsglauben, aus der kurzen Erfahrung der Menschheit abgeleitet« (57). Er empfiehlt, ständig an Gesundheit und Unsterblichkeit zu denken, um so die kleine dumpfe Todessphäre zu überwinden. »Prentice Mulford selbst ist leider noch gestorben, – aber gewiß zum letztenmal; und auch das war sicher pure – Schlamperei!« (15).

Am Sterbebett

Doch zurück zu ernsthaften Veröffentlichungen! Wohl am intensivsten hat sich Frau E. Kübler-Ross auf Sterbende eingelassen. Als Medizinerin, die seit Jahren in der psychiatrischen Arbeit tätig ist, wurde sie mit ihren Sterbeseminaren bereits vor einigen Jahren in aller Welt bekannt. In Kliniken arbeitete sie mit Ärzten, Theologen, Schwestern und Studenten zusammen, um herauszufinden, wie sterbenden Patienten und ihren Angehörigen am besten zu helfen sei. Ihr erstes Werk *Interviews mit Sterbenden* liegt auf deutsch in der 9. Auflage und nun auch gekürzt in einer Taschenbuchausgabe vor. Menschlich, taktvoll und mit großem Einfühlungsvermögen legt sie ihre Erfahrungen mit 200 in der Regel chronisch Kranken (Krebs, Leukämie etc.) vor. Anders als etwa Opfer von Verkehrsunfällen, alte Menschen oder solche, die plötzlich mit dem Tod konfrontiert werden, haben solche Patienten die Möglichkeit und Aufgabe, sich leiblich und seelisch mit dem auf sie zukommenden Ende vertraut zu machen. In diesem Prozeß emotionaler und menschlicher Reifung unterscheidet die Autorin fünf Phasen: Das Nicht-wahrhabenwollen und Überspielen der Tatsachen zu Beginn und die darauf folgenden Gefühle von Zorn, Groll, Wut oder Neid sind nur allzu verständlich. Als dritte flüchtige Phase erwähnt Frau Kübler-Ross ein Verhalten, in dem der Kranke versucht, das Unabänderliche durch eine Art Handel hinauszuschieben. Wenn der Zustand immer schwächer wird, kommt bald das Gefühl eines schrecklichen Verlustes auf, das in Depression und Verzweiflung münden kann. Bei genügender Zeit und Kraft zur Vorbereitung auf den Tod, und wenn der Kranke verständnisvoll und behutsam begleitet wird, kann es schließlich zur Schlußphase der Einwilligung kommen: Der Kranke hat ein großes Maß von Frieden und Einverständnis erreicht; der Kampf ist in einen glücklichen Zustand, frei von negativen Gefühlen, übergegangen.

Die Aufgabe des Krankenhauspersonals wie der Angehörigen wäre es, alles zu tun, um dem Patienten diesen Reifungsprozeß zu ermöglichen. Mit dieser Einsicht kämpft die Ärztin leidenschaftlich gegen alle Formen der Verdrängung des Todes und der unpersönlichen mechanisierten Behandlung in der Klinik: »In vielen Fällen ist der Transport ins Krankenhaus schlicht die erste Phase des Sterbens« (13). Ihr Kampf für ein menschliches Sterben machte Frau Kübler-Ross berühmt. Denn sie führte ihn – fast unliterarisch – mit persönlichem Einsatz in Hunderten von Arbeitstagen, Vorträgen, Seminaren.

Fünf Jahre nach dem Erscheinen ihres Erstlings konnte sie die Erfahrungen aus ihren Sterbeseminaren mit Ärzten, Geistlichen, Schwestern, Sozialarbeitern, Krankenwagenfahrern, Beerdigungsunternehmern oder Laien, die einen geliebten Menschen verloren hatten, mitteilen: »Was können wir noch tun?«¹³. In Frage und Antwort werden die Probleme angegangen, die die Teilnehmer am meisten bewegen: Was geht in dem sterbenden Patienten vor? Soll man ihm gegenüber die eigenen Gefühle verbergen? Darf man einem Todkranken die Wahrheit sagen? Wie kann man auf seine verzweifelte Klage »Warum gerade ich?« antworten? Ist es ratsam, sein Leben künstlich zu verlängern? Es ist erstaunlich, wie unkompliziert, schlicht und unmittelbar praktisch die Autorin die ihr gestellten Fragen beantwortet.

Für ein drittes Werk hat *E. Kübler-Ross* zwei Artikel sowie die überleitenden Texte und Einleitungen zu allen Beiträgen geschrieben: *Reif werden zum Tode*^{13a}. Hinter dem anspruchsvollen Titel verbergen sich Lebenszeugnisse und Einzelstudien, die Freunde und Gesprächspartner der »Tod-und-Sterben-Dame« (174) geschrieben haben. Leider werden die Autoren in ihrer fachlichen Kompetenz ungenügend vorgestellt, und die Übersetzung aus dem Amerikanischen ist nicht immer glücklich. Aber einzelne Beiträge sind dessenungeachtet originell und lesenswert. Was H. O. Mauksch über den »organisatorischen Kontext des Sterbens«, d. h. das Krankenhaus bemerkt, nämlich, »daß Verweigerung, das erste der Stadien, die ... Kübler-Ross beschrieben hat, auch der erste und ständig verteidigte Standpunkt der Institution und ihres Personals ist« (38/39), erklärt viele Verhaltensmuster und Zwänge in Kliniken. Die engagiert-freimütigen letzten Zeilen einer 75jährigen Schriftstellerin über das Leben im Altersheim begeistern, weil sie dokumentieren, mit wieviel Menschlichkeit und Lebensfreude auch noch eine pflegebedürftige Frau auf ihr Schicksal reagieren kann. Ein Beerdigungsunternehmer entdeckt, als er seinen eigenen Vater bestatten muß, die Wichtigkeit, sich persönlich um den Verstorbenen zu bemühen, und löst damit eigentlich eine Revolution im Bestattungswesen aus. Dazwischen gibt es Ausflüge in andere Kulturen und sich nicht recht in das Konzept einfügende Befunde über die »Skala der emotionalen Anpassungen (EA)« beim Sterbenden und die »4 Kategorien religiöser Orientierung (RO)«.

Im Streit der Interpretationen

Sammelbände

Wer eine Einführung sucht in die mit einem Thema verbundenen Fragekreise, der greift zum Lexikon oder – wenn er über mehr Zeit verfügt und sich einge-

hender Informieren möchte – zum Sammelband. Auch zum Thema dieses Literaturberichtes liegen zwei neuere Sammelbände vor. Der erste *Grenzerfahrung Tod*¹⁴ vereinigt die Vorlesungen der Salzburger Hochschulwoche im Juli/August 1975. Von den zu Wort kommenden 11 Referenten kann, was die Namen *E. Jüngel*, *E. Kübler-Ross* und *J. B. Lotz* angeht, auf die Besprechung ihrer Bücher hingewiesen werden (u. a. im 2. Teil dieses Literaturberichtes). Aus den übrigen Vorlesungen ragen neben den Ausführungen des berühmten Selbstmordforschers *E. Ringel* (bekannt wurde er durch seine Studie über das praesuizidale Syndrom) der Artikel des Altphilologen *M. Rozelaar*, des Literaturhistorikers *F. Kienecker*, des Marxisten *I. Fetscher* und des Naturwissenschaftlers und Philosophen *C. F. von Weizsäcker* heraus.

Rozelaar zeichnet die farbigen Konturen des Lebens mit dem Tod in der griechischen Antike. Er verfolgt dabei dichterische, volkstümliche, philosophische Überlieferungen und geht auf Grundanschauungen der Mystik, der Mythen und Mysterien ein. Die Namen Epikur, Lukrez, Seneca, Homer, Heraklit und die Vorsokratiker kommen ebenso zu ihrem Recht wie die pythagoreische Seelenlehre, der orphische und dionysische Mythos und schließlich die Mysterien von Eleusis. Die mit großer Sympathie für antikes Denken und Empfinden geschriebene Studie liest sich wie ein ermutigendes Echo auf das Wort Ortega y Gasset: »Wir können die Klassiker nur retten, wenn wir sie zu unserer eigenen Rettung gebrauchen«.

Aus welchen Abgründen unsere eigene Rettung zu geschehen hat, zeigt vielleicht am schonungslosesten die Literatur des 20. Jahrhunderts. *F. Kienecker*, wortgewandt und belesen, referiert ihre Hauptaussagen. Es überrascht, wie wenig die moderne Literatur den Tod totgeschwiegen hat; ihn totzureden scheint die nähere Gefahr: Tod des Vergil, Tod des Handlungsreisenden, Tod in Venedig, Tod in Hollywood, Die Beerdigung findet in aller Stille statt, Leichenreden. Mit der Kompetenz der Frage, aber keiner Kompetenz der Antwort führen Lyrik und Prosa den Tod in die Debatte ein, ohne freilich den Graben zwischen der eigenen Vielstimmigkeit und dem betretenen Schweigen im Alltagsleben überspringen zu können. Übt die Literatur eine Alibifunktion aus? Verrät ihre Motivfülle ein schlechtes Gewissen? Fragen, die auch literaturwissenschaftliche Interpretationen von Nossacks »Interview mit dem Tod«, Trakls »Siebengesang des Todes« und Celans »Todesfuge« nicht bündig beantworten können.

Die Aussagen *I. Fetschers* über den Tod im Licht des Marxismus lassen sich dagegen wesentlich leichter überschauen und begreifen. Obwohl solches Nachdenken nie zentrales Thema für Marxisten wurde, finden sich prägnante Stellungnahmen nicht nur in den Abschiedsbriefen hingerichteter Kommunisten, sondern auch bei Marx und Engels. Fetscher analysiert die Denkgeschichte von Hegel über Feuerbach und interpretiert schließlich Brechts »Badener Lehrstück vom Einverständnis«, das überraschenderweise urchristliche Bezüge aufweist: »Sterben-Können erfordert ... die Bereitschaft, nichts mehr für sich selbst zu wollen, ganz aufzugehen in dem, was man für andere ist und wahr« (309).

Die wohl am weitesten gespannten Gedanken stammen aus der Feder *C. F. von Weizsäcker*. Den

Bewußtseinsstand der heutigen Naturwissenschaft faßt er unter der These »Der Tod ist ein Werk der Evolution« zusammen. Die paradoxe Struktur der Todeswahrnehmungen als Selbstwahrnehmung zeigt sich in klinischen Beobachtungen, am künstlerischen Altersstil, ja in politischen Entscheidungen. Die Vielfalt der Jenseitsvorstellungen, wie sie die Kulturgeschichte vermittelt, weist unweigerlich auf die Grenze unserer eigenen naturwissenschaftlichen Weltansicht hin. Über sie kann nur die Meditation hinausführen. Weizsäckers Schlußsatz, Dokument dieses Überschritts: »Seligkeit ist nicht jenseits des Todes; dort ist Arbeit. Seligkeit ist auf dem Grunde der Wirklichkeit, die auch den Tod geschaffen hat« (338).

Angesichts des Reichtums und der fachlichen Kompetenz der in diesem Paperback vereinigten Beiträge springt die mangelhafte redaktionelle Bearbeitung um so nachhaltiger in die Augen. Die Autoren, darunter doch auch nur im engeren Kreis bekannte Wissenschaftler, werden nicht vorgestellt; Hinweise auf frühere Veröffentlichungen ergehen eher zufällig. Mit in einem Referat wird der Leser mit der Bemerkung konfrontiert, das Folgende sei nur eine Kurzfassung. Der letzte Beitrag stammt nicht von der angegebenen Autorin, sondern gibt nur ihre Vorlesung zusammenfassend wieder. Das Konzept der Salzburger Hochschulwochen schließlich wird weder berührt noch vorgestellt. Wenn dem Leser dann noch, wie es dem Rezensenten geschah, das Paperback schon beim ersten Lesen aus dem Leim ging, ist er gänzlich von der Unfertigkeit des ganzen Unternehmens überzeugt. Oder wollte der Herausgeber den Leser schon im Umgang mit dem Druckerzeugnis auf »den Prozeß des Verfalls der todesträchtigen Lebenskräfte« (8) hinweisen?

Eine solide redaktionelle Verarbeitung zeichnet dagegen die – nur halb so umfangreiche – Sammlung von zehn Vorträgen im Rahmen einer Tübinger Ringvorlesung *Der Mensch und sein Tod*¹⁵ aus. Die von Professoren – leider auch z. T. professoral – geschriebenen Beiträge wurden nach Vortrag und Diskussion überarbeitet und an manchen Stellen erweitert. Sie gruppieren sich um die drei Fragekomplexe: Die moderne Manipulation des Todes und das Problem der Sterbehilfe – Das Grundverlangen nach einem menschenwürdigen Tod und das Recht auf Tod – Die Frage nach dem Tod überhaupt und damit nach dem Sinn des Lebens. Kommen zum ersten Themenkreis ein Psychiater, ein Mediziner sowie ein Strafrechtler zu Wort, so melden sich zum zweiten Schwerpunkt auch der Philosoph und Moralthologe. Der dritte Themenkreis wird am ausgiebigsten sowohl vom systematischen Philosophen wie systematischen Theologen wie von Vertretern des Islam, des Hinduismus und des Zen-Buddhismus angegangen.

Neben den letzten Referaten, die die drei großen nichtchristlichen Weltreligionen ins Gespräch bringen, sind besonders die sehr klaren und differenzierten Aussagen des Strafrechtlers A. Eser bemerkenswert. Von vier rechtlichen Grundentscheidungen ausgehend (Verbot der Tötung eines anderen, Straffreiheit der Selbsttötung, Strafmilderung bei Tötung auf Verlangen, Selbstbestimmungsrecht des Patienten) schildert er typische Fälle und trägt dann das Pro und Contra für eine strafrechtliche Neuregelung des Problemfeldes Euthanasie zusammen: »Die Mängel des geltenden

Rechts sind offenkundig. Ihnen jedoch einfach durch Freigabe der Euthanasie abzuwehren, wäre verfrüht. Nicht nur, daß es höchst zweifelhaft erscheint, ob für aktive Euthanasie überhaupt eine praktikable und gegen jeden Mißbrauch sichere Lösung gefunden werden könnte. Auch für eine gesetzgeberische Regelung der passiven Euthanasie fehlt es – jedenfalls soweit es um Sterbenlassen bei Einwilligungsfähigkeit geht – noch an allgemeinem Konsens« (76).

Sieht sich der Strafrechtler genötigt, mit dem Hinweis zu enden, daß vor allem aber zunächst sozialpolitisch alles Erforderliche getan werden müßte, »um den vom Tode Gezeichneten sein Sterben noch als Teil seiner Selbstverwirklichung erfahren zu lassen« (76/77), so belegen die Vergleiche mit dem Todesverständnis in Hinduismus und Buddhismus, wie einseitig die Entwicklung im Westen verlief. »Die Idee eines absoluten Endes von Leben bzw. einer totalen Vernichtung des Menschen im Tode ist im Hinduismus nicht konzipiert worden« (147). Für den Hindu sind Tote lebendig, sie kommunizieren untereinander und mit den Lebenden und verkörpern sich in neuen Geburten. Gleichzeitig ist jedoch das Leben immer weiter dem Verfall ausgesetzt. Das Leben umgreift den Tod, wie der Tod das Leben überwältigt. Die erstrebte Erlösung muß in gleicher Weise eine Erlösung vom Leben wie eine Erlösung vom Tod sein.

Auch dem Buddhismus geht es darum, dem Leben/Sterben als Ganzem zu entkommen. Dies ist nur möglich durch die absolute Negation des Ichs als der Wurzel des Leben/Sterbens. Zu diesem großen Tod ruft Zen-Meister Hakui auf, wenn er sagt: »Junge Leute, wenn ihr nicht sterben möchtet, sterbt jetzt! Wenn ihr jetzt gestorben seid, sterbt ihr nicht, wenn ihr sterbt!« (165).

Die Begegnung der Religionen und Kulturen könnte dem Abendland helfen, seine Berührungsangst mit dem Tod zu überwinden. Daß damit auch eine Neubesinnung auf das Christentum möglich wäre, zeigt schon die Ähnlichkeit der Ratschläge des Zen-Meisters und eines Abraham a Santa Clara: »Wer stirbt, ehe er stirbt, der stirbt nicht, wenn er stirbt« (57).

Philosophisches

Den Tod als Herausforderung philosophischen Denkens ernst zu nehmen, hat eine lange Tradition. Platon begründet im Phaidon seine Lehre von der Überlegenheit der Philosophie über den Tod: Denken und Erkenntnis ist verewigende Verwandlung, Teilnahme an der Welt der Ideen, Eintauschen eines Daseins in der Höhle der Schatten gegen eine andere Welt, die in ständiger Gegenwärtigkeit existiert. Das gelassene Sterben des Sokrates ist leuchtendstes Beispiel für diese Überzeugung. Für Epikur hat der Tod nichts mit uns zu tun, »weil, wenn wir da sind, der Tod nicht da ist, und der Tod da ist, wenn wir nicht da sind« (Brief an Menoikos). So stellt sich nur die praktische Frage, so angenehm wie möglich zu sterben, die Epikur für sich Wein trinkend im heißen Bad beantwortete. Die Stoa forderte, den Tod sich anzueignen, um sich so von ihm zu befreien: Wer imstande ist, seinen eigenen Tod zu wählen und ihn unerschütterlich an sich auszuführen, hat die Freiheit errungen. »Laßt uns der Gottheit danken, daß niemand im Leben zurückgehalten werden kann« (Epiktet, Enchiridion).

Mit alten und neuen Weisen, sich vom Tod be-

troffen machen zu lassen oder ihn auf stoische Manier zu überlisten oder ihn epikureisch zu verdrängen, setzt sich der Philosoph P. L. Landsberg (1901–44) auseinander. Er ist der Phänomenologie verpflichtet, hörte Husserl und war ein Freund und Schüler Max Schelers. Als rassistisch Verfolgter emigrierte er nach Spanien, dann nach Frankreich, wo er von der Gestapo verhaftet wurde, um im KZ Oranienburg umzukommen. Eine Einführung in seine philosophische Anthropologie erschien 1934 bei Klostermann. Nun ist es dem Suhrkamp-Verlag zu danken, zwei Essays (*Die Erfahrung des Todes*, zuerst französisch 1935, und *Das moralische Problem des Selbstmords*, französisch 1942) neu bzw. zum ersten Mal in deutscher Sprache zu veröffentlichen und damit das Aufarbeiten einer abgebrochenen und verschollenen Reflexion zu ermöglichen¹⁶.

Landsbergs Essays lassen sich wie denkerische Stationen auf dem Weg eines zunehmenden Akzeptierens der Verfolgung. Schon für die erste Studie ist der Einfluß der spanischen und französischen Denkgeschichte charakteristisch (Unamuno, Voltaire, Mauriac, Valery): Das Exil verrät sich in den Fußnoten. Bemerkenswert ist die Analyse der Erfahrung beim Tod eines geliebten Menschen (nach Augustins *Confessiones*). Wichtig die Ausführungen über den Zusammenhang zwischen Todesbewußtsein und Individuation und die leibliche Erfahrung beim Sterben. Der Nihilismusvorwurf an die Adresse Heideggers ist freilich längst überholt und richtiggestellt.

Im Zwischenspiel über den Stierkampf spricht Landsberg in seltsamer Hellsichtigkeit von der Ausichtslosigkeit des Kampfes. Dieser iberische Brauch ist für ihn eine heidnische Chiffre für die Tragik der Existenz. Der so kämpfende Mensch verbirgt »sich selbst für zwei Stunden seinen eigenen Tod, den er nicht vermeiden kann, indem er sich zum Herrn über den Tod eines Stellvertreters macht... Aber im Grunde seiner Seele weiß er nur zu gut, daß der Stier er selber ist... Die Gewißheit aber eines möglichen Sieges haben wir nur im christlichen Leben angetroffen« (71).

Landsberg, der gläubige Katholik, hatte sich lange für den Freitod offengehalten. Man berichtet, daß er eine Zeitlang ständig Gift bei sich trug, um nicht lebendig in die Hände der Geheimpolizei zu fallen. Aber nach einem entscheidenden religiösen Erlebnis verzichtete er auf das Gift und war entschlossen, das drohende Martyrium auf sich zu nehmen. Sein zweiter Essay ist ein denkerisch und stilistisch erstaunlich klares Zeugnis für diese christliche Entschiedenheit. Seine persönliche Erfahrung führte ihn von der Problemstellung der Griechen zu dem Verständnis des Martyriums bei den Kirchenvätern. Hier fand er das für ihn als Christen entscheidende Argument für die Ablehnung des Selbstmords: »Du darfst dich nicht töten, denn du darfst dein Kreuz nicht von dir werfen« (123).

Wie verschieden die Anstrengung des Begriffs ausfallen kann, auch wenn sich die Grundoptionen sehr ähneln und man sich der gleichen Geschichte des Denkens verpflichtet weiß, zeigt der Vergleich von Landsbergs Studien mit den drei Meditationen von F. Ulrich unter dem Titel *Leben in der Einheit von Leben und Tod*¹⁷. Ulrich setzt sich mit der Moderne in den Gestalten von Nietzsche, Kierkegaard, Hegel, Feuerbach, Marx, Freud auseinander, dies jedoch nicht in historischer Absicht, sondern auf einem sehr eigenständigen, spekulativen Denkweg. Seine Gedanken,

denen die Einsicht in die wesensmäßige Einheit von Tod und Liebe zugrundeliegt und die noch die subtilsten Formen eines falschen Sterbens wie eines falschen Lebens aufspüren, sind anspruchsvoll in der mehrfachen Bedeutung dieses Wortes: nur in gesammelter Aufmerksamkeit mitvollziehbar, sehr verschiedene Lebensvollzüge ansprechend und sie auf eine ähnliche Grundstruktur durchleuchtend und schließlich herausfordernd im Aufruf zu bedingungsloser, sich ganz versenkender Liebe.

Die Gedanken Ulrichs nehmen den Tod im radikalsten Sinn ernst: nicht nur als ein am Ende wartendes Widerfahrnis, sondern als ein dem Reifegang zutiefst innerliches Geschehen. So ist es möglich, die scheinbar unterschiedlichsten Lebenserfahrungen zu analysieren und z. B. bei dem Eltern-Kind-Verhältnis, der Leiblichkeit oder der sprachlichen Verständigung nachzufragen, welche falschen künstlichen Tode dort vorkommen, die dem einen lebensspendenden Tod ausweichen. Das regressive, narzißtische Haften an sich selbst entlarvt sich ebenso als Fehlform wie die altruistische Flucht zum Nächsten. Das todessüchtige Sich-verlieren-Müssen ist Verrat am Geheimnis des Lebens wie der gepanzerte Selbstbesitz des Sich-erhalten-Wollens. Ulrich gelingt es, Selbstverständlichkeiten aufzubrechen, Begriffe zu verflüssigen, ontologische Reflexionen unmittelbar praktisch werden zu lassen und scheinbar simple Alltagserfahrungen in ihrer Tiefendimension zu beleuchten. Dabei umkreist er in ständig neuer gedanklicher und sprachlicher Hinwendung eine Mitte, die sich nur in Näherungsbewegungen umschreiben, aber nie als solche benennen läßt: »Würde man fragen, ob sich denn die wirkliche Einheit von Leben und Tod nicht sagen lasse, z. B. in der Gestalt einer Grundformel, eines Grundwortes, so ist darauf zu antworten: Nein! Nur die in Fleisch und Blut gelebte Liebe, das Wort der Liebe sagt alles« (108).

Ulrichs Meditationen nehmen den Tod auch in einem zweiten Sinn radikal ernst: als Sterben des ganzen Menschen, dem sich kein Teil entziehen kann. Der Tod ereilt den Menschen nicht nur unter gewissen Bedingungen, er ist bedingungslos. Von dieser Position aus ist es möglich, mißverständliche philosophisch-theologische Vorstellungen zu klären wie etwa die Rede von der unsterblichen Seele, hinter der sich Atheismus verbergen kann, oder Gottesbilder, die der Herr-Knecht-Dialektik zwischen Gott und Mensch nicht entrinne und so weder der Selbstlosigkeit Gottes noch der Freiheit des Menschen gerecht werden. In diesem Anliegen zeigt sich, wie sehr Ulrich neben der Philosophiekritik (besonders an Hegel) auch Theologiekritik betreibt. Auf den letzten Seiten meditiert er über die Trinität, den Johannesprolog, die Gottesmutter und das Wort vom sterben-müssenden Samenkorn und riskiert so den Tod des Philosophierens, das nie mehr als ein Weg sein will und sich nur in seiner Vergelicheit und Überflüssigkeit als schöpferisch erweist.

Kulturgeschichte

Daß ein Blick über die zeitlichen und örtlichen Grenzen der eigenen Kultur ungemein anregt und das weitverbreitete Vorurteil entkräftet, im europäischen 20. Jahrhundert hätten wir durch den Fortschritt der Medizin auch das kulturell höchststehende Verhältnis zum Tod entwickelt, ist demjenigen, der sich auf

solche Fragen einläßt, wohl recht bald klar. Aber welche Einstellungen andere Kulturen zum Tod hatten, darüber sind viele nur oberflächlich informiert. J. Wunderli bietet in seiner breit angelegten Studie *Vernichtung oder Verwandlung – Der Tod als Verhängnis und Hoffnung*¹⁸ eine erste Einführung in sehr umfassendes kulturgeschichtliches Material: von den sog. primitiven Religionen über Assyrer, Babylonier, Hebräer bis zur indischen Reinkarnationslehre und dem tibetanischen Totenbuch. Allein der Anmerkungsapparat und das Literaturverzeichnis zeigen, welche Stofffülle der Autor verarbeitet hat.

Aber diese Stärke der Studie ist zugleich ihre Schwäche. Wunderli beschränkt sich nämlich nicht darauf, eine kulturgeschichtliche Phänomenologie zusammenzustellen und von ihr aus Bestattungsbräuche, Mythologien, philosophische und theologische Überlegungen verständlich zu machen, sondern er eilt gleich von diesem Thema zum nächsten. Er will es nicht versäumen, die kindliche Vorstellungswelt vom Tode zu charakterisieren, auf Euthanasiebewegungen einzugehen, die Diskussion zwischen Naturwissenschaft und Theologie zu kommentieren, Märchen zu interpretieren, Verjüngungsmethoden vorzustellen, spontane Zeichnungen schwerkranker Kinder psycho-analytisch zu durchleuchten, Initiationsriten von den Schamanen bis zur christlichen Taufe darzustellen und schließlich auf den mystischen Tod als Lebens- und Sterbenshilfe hinzuweisen. Eine Information jagt die andere und verdrängt sie zugleich, weil in dem überreichen assoziativ aneinandergereihten Material keine Zeit und kein Raum bleiben zu einer angemessenen Verarbeitung.

Der kaleidoskopische Eindruck ist eine fast unvermeidliche Konsequenz aus der methodischen Grundentscheidung, die der Autor getroffen hat. Seine Hauptthese lautet: »Der Tod ist mein Scheitern und zugleich Schwelle zu einer Neugeburt. Jenseits dieses Tores steht die Verbundenheit mit dem Transzendenten, Ewigen, Umfassenden« (12). Diese These soll nun, so der Verfasser, weder alte religiöse und philosophische Wunschträume neu aufwärmen, noch im Sinne eines Unsterblichkeitsbeweises nachgewiesen werden. Vielmehr wird sie durch Hinweise aus den verschiedensten Wissensgebieten veranschaulicht und im Sinn einer Konvergenzargumentation als höchst wahrscheinlich belegt. Als Ausdruck eines Rückzugsgefechtes gegenüber der modernen Wissenschaft ist es nur schade, daß Wunderli die Grenzen zwischen verschiedenen Wissensgebieten allzusehr verwischt. Er macht zwar mit vielen Ergebnissen aus der anthropologischen Forschung vertraut, verzichtet aber andererseits auf eine logische Gedankenentwicklung und halbwegs überzeugende Systematik.

Von einem ganz anderen Format sind die gleichzeitig auf Französisch und Deutsch erscheinenden brillanten Studien zur *Geschichte des Todes im Abendland*¹⁹ des französischen Historikers Ph. Ariès. Mit dem gelassenen Blick des Geschichtlers und in gedanklicher und literarischer Souveränität deckt er unmerklich scheinende und doch weitreichende Wandlungen in der Einstellung zum Tod auf, die sich im Entwicklungsprozeß von Jahrhunderten herauskristallisierten. Beeindruckend ist die Vielschichtigkeit des historischen Materials, das Ariès verarbeitet: Literatur, Gebete, Friedhofsarchitektur, Testamente, Bilder und Skulpturen. Häufig wendet er seine Aufmerksamkeit

scheinbaren Nebensächlichkeiten zu, die jedoch gerade in der Unverdächtigkeit des Nebenher-Sagens besonders vertrauenswürdig erscheinen. So kann Ariès eine Fülle neuer origineller Beobachtungen mitteilen, die er zusammenfassend zuerst in vier Vorlesungen an der John Hopkins University Baltimore/USA vortrug. Sie bilden den ersten Teil seiner Studien.

Diesen Vorlesungen zufolge ist für das frühe Mittelalter der »zahme Tod« charakteristisch, ein Sterben, das vorausgeahnt und erwartet wird, um schließlich in einer Mischung aus Ergebung und Vertrauen angenommen zu werden. Der Sterbende selbst leitet in einer Art öffentlichen Zeremonie das Ritual seines Todes, das undramatisch, ohne übertriebene emotionale Regung und unter dem Beisein der Eltern, Freunde und Nachbarn in vorgeprägter Gestalt abläuft. Der Wunsch, in der Nähe der Heiligen bestattet zu werden, führte zu Gräbern in der Kirche oder auf dem Friedhof in unmittelbarer kirchlicher Umgebung. Lebende und Tote koexistierten: Man hatte sich an die Toten ebenso gewöhnt, wie mit dem eigenen Tod vertraut gemacht.

Im Zug des Hochmittelalters verlor diese kollektive Bewältigung des Todes an Boden. Darstellungen des Jüngsten Gerichts zeigen nun, wie eine individuelle Lebensbilanz gezogen wird. Nicht so sehr das Ende der Zeiten, sondern das Ende des einzelnen Lebens findet Beachtung. Das Interesse verlagert sich auf Bilder des physischen Verfalls bis hin zu makabren Motiven. Die Grabstätten treten aus der Anonymität des kirchlichen Bereichs hinaus und werden zur mahnenden Erinnerung an die unersetzliche Einzigkeit des Verstorbenen.

Nach dieser deutlichen Individualisierung des Todes nimmt ab dem 16. Jahrhundert die Fixierung auf den Tod des anderen zu. Er wird eindrucksvoll und besitzergreifend erlebt und beschrieben, häufig dramatisiert und übertrieben und so leicht zu einem romantischen, klagenden, rhetorischen Tod. Wie die Sexualität überschreitet auch der Tod das Alltagsleben: Er bedeutet einen Bruch. Die Trauer gebärdet sich exzessiver, manchmal hysterisch; aber der gefürchtete Tod ist nicht mein eigener, sondern der des anderen.

Schließlich erreicht die Gegenwart den äußersten Gegensatz zur frühmittelalterlichen Einstellung, indem das Sterben im Krankenhaus sich entpersönlicht, der Sterbende fast nur passiv reagiert und die Toten allgemein aus der Gesellschaft stumm ausgegliedert werden.

Eine Reihe von Einzeluntersuchungen aus den Jahren 1966–75 erweitern und verdeutlichen die im ersten Teil charakterisierten großen Etappen. Ariès spürt der Entwicklung des Grabkultes, der Gefühlswelt in den Testamenten des Bürgertums, der Erotisierung des Todes, seiner makabren Anziehungskraft in Literatur und bildender Kunst nach, er schildert auf diesem Hintergrund das moderne Verhältnis von Krankheit, Familie und Medizin sowie neuartige Todesrituale.

Seit 16 Jahren studiert Ariès die Einstellungswandlung zum Tod im europäischen Raum. Dabei schließt er sich nicht auf seine Studierstube ein, sondern nimmt auch die heutige Problematik offen in den Blick. Doch im Vergleich mit der weitverbreiteten Beserungsliteratur und kurzschlüssigen Reformpamphleten sind seine Studien in wohlthuender Absichtslosigkeit geschrieben. Vielleicht ist dies der Grund für ihre Großartigkeit: In ihnen spricht ein loyaler Zeuge; die Urteilsfindung muß anderen überlassen werden.

Zur Euthanasiediskussion

Die Tat der holländischen Ärztin Postma van Boven, die ihre halbgelähmte, schwerleidende Mutter auf deren Bitte hin durch eine Spritze getötet hatte, wurde in der Öffentlichkeit stark diskutiert. Seitdem hat die Auseinandersetzung nicht abgerissen zwischen den Verfechtern einer Euthanasie aus Barmherzigkeit (wenigstens unter bestimmten Vorkehrungen und nur in besonderen Fällen) und den Verteidigern des Lebens um jeden Preis. P. Krauss, Arzt und Psychotherapeut, setzt sich in seiner Studie *Der ersehnte Tod*²⁰ mit den ärztlichen und ethischen Fragen der Tötung auf Verlangen auseinander. Ausgeklammert bleiben die Fragen der Sterbehilfe und selbstverständlich der aktiven Tötung ohne ausdrücklichen Wunsch des Kranken, die der Autor für »schlechthin indiskutabel« (7) hält.

Die notwendigen Hintergrundinformationen sind verarbeitet: Demoskopien, Aussagen von Ärzten, Programme von Euthanasiebewegungen – auch wenn das Material aneinandergereiht und wenig verbunden erscheint. Auf die Mehrzahl der theologischen Beiträge zum Thema ist Krauss schlecht zu sprechen; einzig D. Bonhoeffer kann seiner Meinung nach ernstgenommen werden. Die griechische Tradition scheint mehr als die christliche zum ärztlichen Ethos etwas beitragen zu können, weiß sie doch um die Tragik und Zwiespältigkeit der medizinischen Kunst. Es ist schade, daß sich der Verfasser der Theologie nicht mehr aussetzt: bei Pastoral- und Moraltheologen hätte er sicherlich mehr Verständnis für die Situation von Schwerkranken gefunden als bei Dogmatikern, die allein er zitiert.

Krauss spricht vom grundsätzlichen Überschreiten der Arzt-Patient-Beziehung, wenn ein Kranker darum bittet, seinen Sterbeprozess abzukürzen. Die persönliche Beziehung der beiden erhält durch ihren Grad an Verbundenheit, durch die Endgültigkeit des Geschehens und schließlich die Letztmaligkeit der Begegnung ein besonderes Gewicht. Jedem, der mit einer solchen Situation konfrontiert wird und seine Entscheidung verantwortungsvoll treffen will, seien die Überlegungen von Krauss als ethische Orientierungshilfe empfohlen. Sie plädieren weder für die Straffreiheit der Tötung auf Verlangen noch für die Entscheidungsbefugnis einer eigens dafür eingesetzten Kommission, sondern für eine ethisch begründete, dem Kranken gegenüber verantwortbare Handlung »in demütiger Souveränität« (85).

Freitod – Selbstmord

Mit *Hand an sich legen*, seinem *Diskurs über den Freitod* hat der in Brüssel lebende Wiener Jean Améry (nicht zu verwechseln mit dem Münchner Carl Amery) ein strittiges und aus dem Rahmen fallendes Buch vorgelegt²¹. Er selber betrachtet es als die direkte Fortsetzung seiner Studie »Über das Alter« (1968). In acht Jahren hat sich das Engagement des heute 63jährigen nicht zähmen lassen, sondern verschärft: In fünf Durchgängen beleuchtet er von innen heraus die unauf lösblichen Widersprüche des zum eigenen Tod Entschlossenen, bekennt dabei jedoch eine solche Sympathie mit allen, die ihrem Leben bewußt ein Ende setzen wollen, daß unversehens aus einer Einfühlung in die präsuizidale Situation ein Plädoyer für den Freitod wird.

Ein essayistisches Glanzstück ohne Zweifel, in dem der Autor manchen geistreichen Fedehandschuh

vor die Füße der Psychologie, der Selbstmordforschung wissenschaftlicher Disziplinen im allgemeinen wirft, mit persönlichen Zeugnissen und hellsichtigen Phänomenschilderungen, die immer wieder die intellektuelle Argumentation auflockern. Aber die literarische Brillanz steht in keinem Verhältnis zur Unausgegorenheit der Thesen dieses öffentlichen Verführers, der im publizistischen Amoklauf gleichzeitig Menschenwürde, Humanität und Freiheit gegen das Leben ins Feld führen will.

Der Wert des Buches besteht in dem, was es sagt: ein deutliches Bekenntnis zur Sartre'schen Absurdität des Daseins, zu den Grenzziehungen, die ein positivistischer Denker meint, auf sich nehmen zu müssen (es ist nichts mit dem Absoluten, dem Transzendenzen, sei sie nun gesellschaftskritisch, ethisch oder theologisch), zu den Widersprüchen, in die sich ein bewußter »Suizidär« unvermeidlich verwickelt. Der jedoch unvergleichlich viel größere Unwert des Buches, seine eigentliche Gefährlichkeit, besteht in dem, was es unter dem Deckmantel der Bescheidenheit unterschlägt: die vielfältigen Zeugnisse gegen das Absurde und für den Sinn des menschlichen Lebens, die tausendfachen Einwände des Alltagslebens, der Kultur- und Denkgeschichte gegen die Auffassung vom Tod als absolutem Sturz ins Nichts, die Kenntnis der sehr unterschiedlichen verzweifelten Situationen, aus denen heraus ein Mensch an Selbstmord denkt. Unmittelbaren Kontakt mit solchen Gefährdeten scheint Améry kaum zu haben. Am einleuchtendsten sind noch seine autobiographischen Notizen: Er legte mindestens zweimal ernsthaft Hand an sich. Aber nichts ist zu lesen von der großen Vieldeutigkeit des Selbstmordversuchs als letzter Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen, als Hilferuf, als SOS-Signal, als einzige menschenmögliche Tat, von der der Täter keine Rechenschaft ablegen kann, also auch nicht sagen kann, ob er beim geglückten Versuch tatsächlich so weit hat gehen wollen oder nur das Opfer seines eigenen Hinrichtungsmechanismus wurde.

Améry hält sich statt dessen lieber an literarische Vorbilder: von Arthur Schnitzlers Leutnant Gustl über Kleist bis Paul Celan. In der Literatur läßt sich auch schneller heroisieren als in der vergleichsweise eher schmutzigen Realität: »Im Augenblick, wo ein Mensch sich sagt, er könne das Leben hinwerfen, wird er schon frei, wenngleich auf eine ungeheuerliche Weise. Das Freiheitserlebnis ist überwältigend. Denn nun gilt nichts mehr. Die Last? Nur ein paar Meter ist sie noch zu tragen; ihr Abwerfen wird vorausgenommen in einem Rausch, der hoch über jeder anderen Art von Trunkenheit steht« (113/114).

Gewiß rührt Améry an Wunden unserer Gesellschaft: die Lebensferne der Wissenschaft (»Entfernung nur noch in Lichtjahren meßbar«, 12); der Gesundheitsbegriff von Medizin und Psychologie, die nicht verhindern können, daß Andersdenkende als krank bezeichnet werden; die allgemeine Lebenstüchtigkeit, die sich, wo sie nur kann, um die Auseinandersetzung mit dem Tod herumdrückt. Aber anstatt solche Wunden zu heilen, schneidet Améry neue auf.

Wovon der Selbstmord-Experimentator, der aus seinen Düsternissen essayistischen Gewinn zieht, nichts wissen will, der wissenschaftlichen Selbstmordforschung nämlich, darauf hat sich K. Thomas in selbstloser Fleißarbeit spezialisiert. Sein dickes *Handbuch der Selbstmordverhütung*²² gehört in die Bibliothek

eines jeden Therapeuten, Eheberaters, Seelsorgers. Dies nicht nur, weil es, obwohl schon zwölf Jahre alt, ein Standardwerk ist, das in wohl umfassendster Weise die bis 1964 verfügbare Literatur aufarbeitet, sondern vor allen Dingen, weil es das Problemfeld sowohl aus ärztlicher wie aus psychologischer und seelsorgerlicher Sicht angeht.

Nach einer breiten Einführung in Häufigkeit und Erscheinungsformen des vollendeten und versuchten Selbstmordes und in die prophylaktische Arbeit (Statistiken und Literatur sind international) schält sich in Auseinandersetzungen mit soziologischen und theologischen Lehrmeinungen die Grundthese der vorliegenden Arbeit heraus: »Selbstmord ist die einzige vernichtende Handlung, bei der Subjekt und Objekt identisch sind. Als Subjekt ist der Selbstmörder fast nie für seine Tat verantwortlich; denn der Selbstmord ist das Ende einer langen Krankheit, die, wie Ringel betont, rechtzeitig erkannt, verhütet oder geheilt werden kann und sollte. Als Objekt braucht der Selbstmordgefährdete darum rechtzeitig tatkräftige und barmherzige Betreuung und Seelsorge, denn der Selbstmord ist der letzte Verzweiflungsschrei eines Einsamen, den in Angst, Leid oder Schuld die rettende Tat eines anderen, das Angebot eines neuen Lebens aus Gottes Gnade (Bonhoeffer) nicht mehr erreicht hat« (47).

Thomas stützt sich in den Diagnosen, Fallbeispielen, Statistiken und in der Effizienzbeschreibung verschiedener therapeutischer Methoden auf die Arbeit der Ärztlichen Lebensmüdenbetreuung in Berlin, die er 1967 gründete und deren ersten sechs Jahre Tätigkeit als der Betreuung von 3000 Patienten er auswertet. Aus diesem Erfahrungshintergrund ergibt sich eine stark auf den Verfasser konzentrierte Note. Obwohl er die Zusammenarbeit verschiedener Fachleute sehr betont, gelang es offensichtlich nicht, von der Tätigkeit eines Teams in dieser Arbeit zu berichten, bzw. das Handbuch selber als Gemeinschaftswerk herauszugeben.

Im psychopathologischen Teil widmet sich Thomas sowohl den psychiatrischen wie psychotherapeutischen Behandlungsmethoden wie den Suchtgefahren. Die Methoden werden freilich ungleich gewürdigt. Seltenerweise ist von Drogensüchtigen nur am Rande die Rede. Im psychologischen Hauptteil kommt der Verfasser auf Ehe-, Erziehungs- und Lebensberatung zu sprechen. Der religionspsychologische Abschnitt enthält Ausführungen zu ekklisiologischen Neurosen, zur Krankenseelsorge und zur Telefon- und Briefseelsorge. Leider ist der ganze Komplex der sozialen Bedingtheit der Selbstmordgefährdung ausgeschlossen. Dafür geht Thomas als engagierter evangelischer Christ um so ausführlicher auf verschiedene Formen und Dimensionen der Seelsorge ein und spricht sogar von Gebet und Handauflegung als Höhepunkten der seelsorgerlichen Beziehung. Trotz der offenkundigen Beschränkung und obwohl viele Angaben durch neuere Literatur überholt worden sind, bleibt dieses Handbuch ein kenntnisreicher Klassiker der Selbstmord-Literatur.

¹ Vgl. den Literaturbericht von *Johann Holmeier*, Vom Gewußten zum gelebten Tod. In: Stimmen der Zeit 186 (1970) 338–352.

² *Rudolf Kautzky*, Sterben im Krankenhaus. Aufzeichnungen über einen Tod. Herder-Taschenbuch 581.

Freiburg 1976, 156 S.

³ *Stella Baum*, Der verborgene Tod. Auskünfte über ein Tabu. Mit einem Vorwort von Peter Härtling. Fischer Frankfurt 1976, 190 S.

⁴ *Adolf Holl*, Tod und Teufel. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1974. Als Taschenbuch: dtv 1132. München 1976, 203 S.

⁵ *Paul Mons*, Der Herr ist da. Bilder und Gedanken zur Heimkehr des Menschen. Zimmer Trier 1971, 208 S.

⁶ *Eckart Wiesenhütter*, Blick nach drüben. Selbsterfahrungen im Sterben. Stundenbuch 119. Furcht Hamburg 1974, 88 S.

⁷ *Johann Christoph Hampe*, Sterben ist doch ganz anders. Erfahrungen mit dem eigenen Tod. Kreuz Verlag Stuttgart ⁴1976, 170 S.

⁸ *Thorwald Dethlefsen*, Das Leben nach dem Leben. Gespräche mit Wiedergeborenen. Bertelsmann München 1974, 271 S.

⁹ *Arthur Ford*, Bericht vom Leben nach dem Tode. Scherz München ⁶1974, 304 S.

¹⁰ *Leo Schmid*, Wenn die Toten reden... Erfahrungen im Umgang mit dem Stimmenphänomen. Eine parapsychologische Studie. Rex Luzern 1976, 143 S.

¹¹ *Prentice Mulford*, Unfug des Lebens und des Sterbens. Aus dem Englischen übertragen und bearbeitet von Sir Galahad. Goverts Krüger Stahlberg Stuttgart 1975, 382 S.

¹² *Elisabeth Kübler-Ross*, Interviews mit Sterbenden. Kreuz Verlag Stuttgart ⁷1975, 231 S. Gekürzt auch als Taschenbuch: Gütersloher Taschenbücher 71, G. Mohn Gütersloh 1973, 160 S.

¹³ *Elisabeth Kübler-Ross*, Was können wir noch tun? Antworten auf Fragen nach Sterben und Tod. Kreuz Verlag Stuttgart 1974, 166 S.

^{13a} *Elisabeth Kübler-Ross*, Reif werden zum Tode. Kreuz Verlag Stuttgart 1976, 238 S.

¹⁴ *Ansgar Paus*, Grenzerfahrung Tod. Styria Graz 1976, 347 S.

¹⁵ *Johannes Schwartländer*, Der Mensch und sein Tod. Mit Beiträgen von A. Auer, W. Dölle, A. Eser, E. Gräf, H. Heimann, E. Jüngel, W. Schulz, J. Schwartländer, H. von Stietencon, S. Ueda. Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1976, 174 S.

¹⁶ *Paul Ludwig Landsberg*, Die Erfahrung des Todes. Nachwort von Arnold Metzger. Bibliothek Suhrkamp 371, Frankfurt/M. 1973, 171 S.

¹⁷ *Ferdinand Ulrich*, Leben in der Einheit von Leben und Tod. J. Knecht Frankfurt/M. 1973, 154 S.

¹⁸ *Jürg Wunderli*, Vernichtung oder Verwandlung? Der Tod als Verhängnis und Hoffnung. Edition Alpha Klett 1976, 189 S.

¹⁹ *Philippe Ariès*, Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. Aus dem Französischen von Hans-Horst Henschen. Reihe Hanser Anthropologie. Hanser München 1976, 222 S.

²⁰ *Paul Krauss*, Der ersehnte Tod. Tötung auf Verlangen. Radius Verlag Stuttgart 1976, 106 S.

²¹ *Jean Améry*, Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod. Edition Alpha Klett Stuttgart 1976, 129 S.

²² *Klaus Thomas*, Handbuch der Selbstmordverhütung. Psychopathologie, Psychologie und Religionspsychologie einschließlich der Eheberatung und Telefonseelsorge. Enke Stuttgart 1964, 467 S.